



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kafrische Festungen in Rhodesia.

gottheiten Brahma, Wischnu und Siva eigentlich nur Einen Gott ausmachten. Dieser eine Gott sei ein Geist und noch niemand habe ihn gesehen. Diese Vorstellung hat in ihrer bildlichen Auffassung als Eine menschliche Gestalt mit drei Köpfen übrigens auch in der indischen Kunst Eingang gefunden, während Brahma auf einem Schwan sitzend mit vier Gesichtern bildlich dargestellt wird, um seine Allwissenheit anzudeuten. Zu betreff der vielen anderen Götter erklärte uns der Maharadsch, dies seien Verwandte der Hauptgötter, gewissermaßen Untergötter, von denen jeder für ein bestimmtes, besonderes Anliegen anzurufen sei.

Der Maharadsch hatte zwei hübsche Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die mit ihren wunderbar saubren Augen die fremden Eindringlinge in das priesterliche stille Heim neugierig betrachteten. Der Knabe, 7—8 Jahre alt, legte eine Probe im Lesen von einfachen Sanskritsätzen ab. Es war inzwischen 6 Uhr geworden, die Zeit, zu welcher der Maharadsch seinen Vorschriften gemäß eine religiöse Verpflichtung zu erfüllen hatte. Er ließ sich durch unsere Gegenwart nicht abhalten, nahm ein Büffelhorn zur Hand und tutete einige Male ins Freie hinaus. Hierauf sprach

er, in der Haustüre stehend, laut ein Gebet und inzenfierierte sodann mit einer fackelartig flackernden Delampe sein Haus.

Wir schieden und es drängte sich uns der Gedanke auf, daß die abergläubischen Hinduheiden doch viel weniger schlimm daran sind als europäische, alles christl.-gläubige stolz negierende Freigeister. Trotz ihrer religiös-verworrenen Ideen beten die Hindus wenigstens zur Gottheit in ihrem Sinne, und da sie noch im unverschuldeten Irrtum sich befinden, so wird Gott auch wohl ihnen ein nachsichtiger Richter sein. Auch einen zweiten praktischen Erfolg hatte unser Besuch noch: der Maharadsch, obgleich unserer Mission bisher nicht günstig gesinnt, versprach sein Söhnchen zu unserer indischen Missionschule zu schicken. Er hielt Wort; schon am folgenden Tage zählte der erste Brahmanenknabe zu unseren hoffnungsvollen Schulzöglingen. (Fortf. folgt.)

Kaffrische Festungen in Rhodesia.

Von Dr. Cassian Zengel, R. M. M.

Triashill. — Ich bin über 20 Jahre in Natal gewesen und kam während dieser Zeit auf die meisten unserer Missionsstationen, auch hinüber nach Ostgriqualand in der Kap-Provinz, allein nirgends habe ich jemals eine kaffrische Festung angetroffen, habe auch nie etwas von der Existenz einer solchen gelesen. Hier in Rhodesia dagegen gibt es eine Menge befestigter Orte aus alter Zeit, die alle von den schwarzen Eingebornen erbaut wurden. Zwei derselben, in nächster Nähe unserer Missionsstation gelegen, möchte ich heute in Kürze beschreiben.

Es scheint, daß Rhodesia oder Maschona-land, wie es früher genannt wurde, bis in die letzten Jahrzehnte hinein, viel unter feindlichen Einfällen zu leiden hatte. Wie das kam, ist mir eigentlich ein Rätsel, denn das steinige Land, dem die Bewohner nur mit vieler Mühe den nötigen Lebensunterhalt abringen können, ist so arm, daß es für einen Feind an sich wenig Verlockendes hat. Ich wüßte wahrlich nicht, was er dort holen sollte. Das Klima ist für afrikanische Verhältnisse rauh, im Winter kalt, im Sommer neblig. Heiße Tage wie in Mariannhill sind hier eine Seltenheit. Der Regen läßt oft 6 bis 7 Monate auf sich warten, und eine gute Ernte ist fast immer in Frage gestellt; die erste und zweite Aussaat ist oft rein umsonst. Seit wir hier sind, mußten wir für die schwarzen Schulkinder Jahr für Jahr um teures Geld mehrere Hundert Sack Mais kaufen. Kurz, das Land ist arm; reich ist es nur an Steinen und an wilden Tieren, namentlich an Affen, Wildschweinen, Löwen und Tigern.

Trotz alledem fielen wiederholt räuberische Stämme ein und zwangen dadurch die Eingebornen, in ihrem berg- und schluchtenreichen Lande für sich und ihre Herden starke, fast uneinnehmbare Festungen anzulegen. Gewöhnlich wählten sie dazu hohe, steile Berggipfel, die an sich schon von einer Menge gewaltiger Steinblöcke umgeben waren und daher leicht verteidigt und noch mehr be-



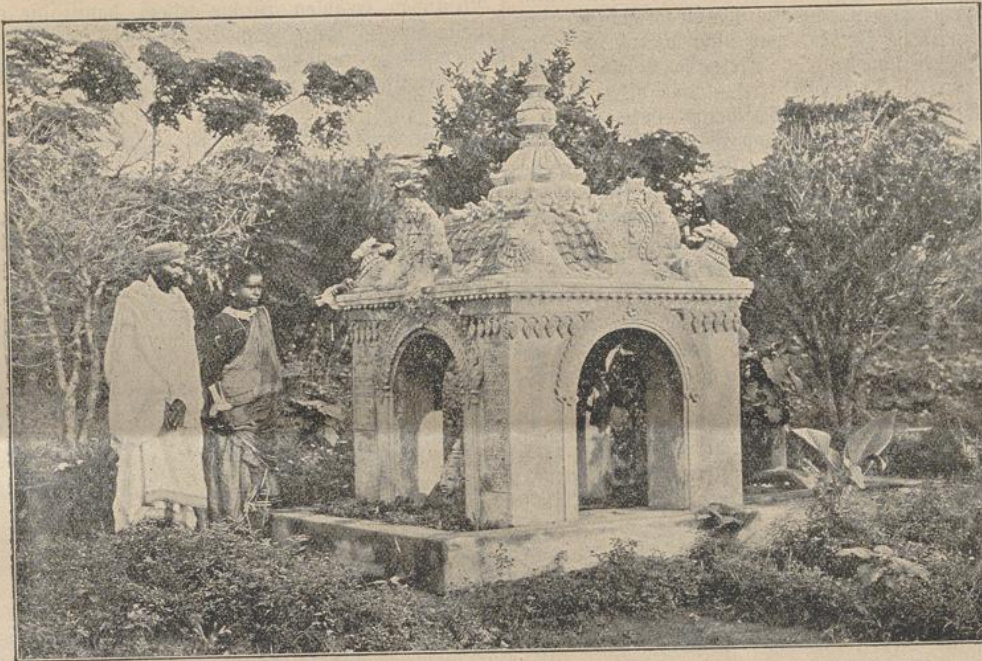
Sohn des Maharadsch (Brahmane),
der lezteingereichte Schüler in unserer Hinduschule zu Rooi-Kopjes.

festigt werden konnten. Die Spalten und wenigen Zugänge wurden mit Bruchsteinen zugemauert, und nur hier und da, ganz versteckt, ein Eingang gelassen, der meist unterirdisch lief und meist so eng und niedrig war, daß man auf allen Vieren durchkriechen mußte. Bei Tag arbeitete das Volk drunten im Tal auf den einzelnen Feldern mit Einbruch der Nacht, oder wenn gerade ein feindlicher Einfall drohte, zog es sich in seine Festung zurück, und mußte dabei das Wasser und alle Lebensmittel durch diese geheimen Gänge schleppen.

Zwei dieser alten Kaffernfestungen finden sich in unserer nächsten Nähe. Die eine ist nur etwa einen Kilometer von Triashill entfernt. Mitten aus derselben ragt ein mächtiger, etwa fünf Meter hoher Stein-

bauten Fundamente, und der Häuptling hat sich mit seinem ganzen Volk unten im Tale angesiedelt. Die meisten sind jetzt getauft, besuchen die Kirche und gehen recht fleißig zu den hl. Sakramenten. Ich selbst habe unter meinen Arbeitern (den Maurern), einen königlichen Prinzen von Gebüt. Er führt den Namen Paulus, ist gesetzt und ernst, willig und anstellig bei der Arbeit und macht mir viele Freude. Sein Herr Papa dagegen will vorläufig von Befehring und Christentum nichts wissen; das Haupthindernis bilden jedenfalls seine sieben Weiber. Vielleicht meldet er sich noch, wenn's einmal zum Sterben geht; da ist schon manch' anderer zahm geworden.

Die zweite, ungleich größere Kaffernfestung besuchte ich eines Sonntag Nachmittags mit unserm Bruder Si-



Indisches Grab bei Kooi-Kopjes.

bloß empor. Hier hatte der Häuptling seine königliche Residenz aufgeschlagen, die allerdings nur aus einer armseligen Strohütte bestand, aber immerhin einen originellen Anblick darbot. Als ich vor vier Jahren hierher kam, haufte der Häuptling noch auf diesem Steinblock, der der größeren Sicherheit wegen auch noch mit einer eigenen Brustmauer umgeben war, hielt fleißig Aussicht über Berg und Tal und fühlte sich offenbar als der „Höchste“ im ganzen Land. Das Volk hatte seine Hütten rings um diesen königlichen Thronsiß gebaut. Zwei Baumstämme, an die einige Sprossen gebunden waren, bildeten eine Art Leiter oder Stiege, mittels welcher man durch eine Oeffnung der Brustmauer zur königlichen Residenz gelangen konnte. Nur schade, daß in illo tempore kein Photograph hier wohnte, das hätte ein prächtiges Bild für unser Missionärsblättchen und den Kalender gegeben.

Muß noch bemerken, daß diese Kaffernfestung auf der einen Seite, wo sie dem Feinde leichter zugänglich war, mit einer starken Mauer umgeben war. Heute ist diese Mauer halb zerfallen, von den ehemaligen Hütten sieht man nur noch die aus Bruchsteinen ge-

mon. Wir schritten zunächst durch unsern neu angelegten Garten, kamen dann durch ein auf der Höhe gelegenes Wäldchen und wandten uns von hier aus dem Tale zu. Da ging es steil bergab; der ganze Abhang ist mit Steinblöcken wie besät, und mitten hindurch schlängelte sich der schmale Fußpfad, wobei man oft von einem Felsblock zum andern hüpfen muß. Man kann von Glück sagen, wenn man ohne einen Wurzelbaum zu schlagen glücklich unten ankommt.

Wir kamen leidlich gut durch, marschierten dann etwa eine halbe Stunde lang im Tal durch verschiedene Maisfelder und Wiesenründe und wandten uns endlich nach rechts, wo ein gewaltiger Bergkegel aufsteigt, auf dessen höchster Spitze die erwähnte Festung liegt. Der Aufstieg war äußerst mühevoll und trieb uns unzählige Schweißtropfen aus. Da plötzlich stehen wir vor einem Steinkoloß, der senkrecht aufsteigend gewiß keine 20 Meter in der Höhe mißt, und rings um ihn liegt noch eine Reihe weißer Granitblöcke, ebenfalls von solch kolossaler Größe, daß sie auf viele Stunden im Lande sichtbar sind.

Ich dachte unwillkürlich, ach, wenn nur einer dieser

würfelförmigen Blöcke neben unserer neuen Kirche läge! Der würde uns einen Kirchturm ersetzen. Man könnte einen feinen Glockenstuhl darauf anbringen und dann die Glocken läuten, daß ihr geweihter Schall über Berg und Tal erklänge, um alle Schwarzen ringsum, Heiden wie Christen, zum Gottesdienste einzuladen! Doch das bleibt ein frommer Wunsch, wie es wahrscheinlich wegen Mangel an Geld ein frommer Wunsch bleiben wird, neben unserer neuerbauten Missionskirche ein kleines, wenn auch noch so bescheidenes Glockentürmchen anzubringen.

Doch zurück zu unserer Festung! Wir wollten hinauf, fanden auch zwischen den Steinblöcken einen schmalen Pfad, der anfangs durch eine große Höhle und dann immer höher und höher hinauf führte. Oft mußten wir ganz gebückt gehen, zeitweilig auf allen Vieren durch ein enges Loch kriechen. Endlich waren wir oben. Die Fläche, die wir da fanden, war nicht besonders groß, etwa 100 Meter lang und 20 Meter breit, aber wohlgeschützt, denn die Felswände fielen nach allen Seiten hin senkrecht 20 Meter ab. Es wuchs etwas Gras da oben, auch einiges Gestrüpp, und stellenweise sah man die Ueberreste früherer Hütten. Das schönste war die unermessliche Aussicht nach allen Himmelsgegenden hin. Nur allzu gerne wären wir in seligem Staunen und Schauen noch lange da oben geblieben, doch die sinkende Sonne mahnte uns zu zeitiger Rückkehr.

Wir krochen zunächst wieder durch die Höhle zurück und wandten uns dann der entgegengesetzten Seite zu. Hier fanden wir einen zweiten befestigten Platz, der wohl viermal so groß war als der oben erwähnte und rings mit einer starken Festungsmauer umgeben war. Ich konnte als gelernter Maurer nicht genug staunen, wie doch diese Schwarzen ohne Schnur, Hammer und Senkblei aus bloßen Bruchsteinen diese mächtigen und doch so exakten und akkuraten Wände aufbauen konnten. Die Festung mag schon seit Jahrhunderten stehen und ist zumal an zwei Seiten noch recht gut erhalten. Wer sie teilweise ruinierte, war nicht etwa ein Feind, der sie eroberte, sondern das waren und sind die losen Hirtenhuden, die sich da herumtreiben und für die es ein Mordsgaudium bildet, wenn es ihnen gelingt, einen Stein aus der Mauer loszukriegeln und unter Donnergepolter den steilen Abhang hinunterzurollen.

Beim weiteren Abstieg kam ich selbst ins Rollen. Es gab da eine unfreiwillige Rutschpartie, die übrigens, einige Prellungen und Schürfungen abgerechnet, noch glücklich ablief. So was muß man eben bei einer afrikanischen Tour mit in den Kauf nehmen. Unweit der Station begegneten uns mehrere Trupps kaffrischer Weiber und Mädchen, die vom Lauf- und Kommunion-Unterricht kamen und nun wieder in ihre Kraals zurückkehrten. Ich bin sicher, daß viele von ihnen um diese Zeit — die Sonne begann schon hinter den nächsten Bergen zu verschwinden — noch n ü c t e r n waren. O diese armen Leute! Sie haben wirklich große Opfer zu bringen. Ein paar am offenen Feuer geröstete Maiskolben ist für viele alles, was sie am Abend genießen.

Ich denke jetzt schon ans kommende Weihnachtsfest, wo wieder gegen 800 schwarze Negerkinder ihre Händchen nach Brot und einigen Kleidungsstücken ausstrecken werden. Wer will mir behilflich sein, diese schwarze Kinderchar am kommenden Weihnachtsfeste, dem 25., das ich in Afrika feiern werde, zu befriedigen? Für

jede, auch die kleinste Gabe, sage ich zum Voraus ein herzlichliches „Vergelt's Gott.“

O üb' Barmherzigkeit, mein Kind,
Und üb' sie jeden Tag,
Daß aus der Nächstenliebe dir
Viel Segen kommen mag!
Im Schwarzen sieh den Bruder dein,
Sei stets zur Hilf bereit.
Es lobnt's der Herr mit reichem Zins
Schon hier und in der Ewigkeit.

Hoch zu Ross und tief am Boden.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

(Schluß.)

Czenstochau. — Ich könnte noch viele andere Reise-Abenteuer erzählen, fürchte jedoch, damit die geehrten Leser zu ermüden. Zum Schlusse sei nur noch eines in aller Kürze erwähnt, weil es zugleich einen Einblick in ein gewisses Gebiet unseres afrikanischen Arbeitsfeldes gibt.

Vor mehreren Jahren sollte Schwester Rosa, damals Oberin von Mariatal, dringender Geschäfte halber nach St. Johann oder St. Johns, wie die Engländer sagen, gehen. Es ist das ein Weg von etwa 30 Kilometern, und Schwester Rosa, eine geübte Reiterin, hoffte an einem Tage hin und zurückzukommen. Schon in aller Frühe ritt sie von Mariatal fort und wählte auf den Rat des sie begleitenden Kaffernjungen einen angeblich viel kürzeren Fußpfad. Sie hofften, noch vor Mittag in St. Johann zu sein, doch es verging Stunde um Stunde und die heißersehnte Missionsstation kam noch immer nicht in Sicht. Die Gegend wurde immer unbekannter, immer menschenleerer; der schmale, steinige Fußpfad führte an graufigen Schluchten vorbei, zog sich jetzt einen steilen Berg hinan, um sich kurz darauf in abgrundlosen Tiefen zu verlieren.

Die beiden Reisenden hatten sich offenbar total verirrt. Da war weit und breit kein Kraal, keine Hütte, kein Mensch; zuletzt auch kein einziger gangbarer Fußpfad mehr. Was nun? Schon neigte sich die Sonne bedenklich dem Untergange zu, und sie wollten doch um jeden Preis noch vor Einbruch der Nacht die Missionsstation erreichen. Da endlich erblickten sie ein menschliches Wesen. Es ist ein wilder, unfreundlich dabeinblickender Heide, der die beiden einsamen Wanderer, namentlich aber die ihm so fremde Missionschwester mit argwöhnischen Blicken mustert. Sie fragen ihn, wie weit es noch nach St. Johann sei, und welcher Weg dorthin führe. Der unheimliche Mann aber murmelt nur ein paar unverständliche Worte und entfernt sich dann mit drohenden Blicken.

Planlos reiten sie eine gute Strecke weiter, da treffen sie mit einem zweiten Kaffern zusammen. Er ist freundlicher, bedeutet ihnen aber, daß sie die Richtung total verfehlt hätten. Damit war alle Aussicht, am gleichen Abend noch bis St. Johann zu kommen, dahin!

Schon ist die Sonne hinter den kahlen Bergen verschwunden, es wird dunkler und dunkler, bald ist es so stoffinstere Nacht, daß das Pferd, das keinen Weg und Steg mehr sieht, einfach stehen bleibt. Die Schwester steigt ab, doch der Begleiter, ein Junge von etwa 16—17 Jahren, drängt ängstlich zum Weitergehen; er fürchtet sich offenbar, hier unter freiem Himmel zu übernachten. Schwester Rosa wäre gerne auf seinen Wunsch eingegangen, allein es war so finster, daß man nicht einmal